

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1931**

74 (28.3.1931) Unterhaltung, Wissen, Kunst

# Unterhaltung \* Wissen \* Kunst

## Zwillinge

Ich stehe auf einer Parkbank in Weimaria. Zwei Frauen aus dem Volke, nach Tisch duftend, lesen sich neben mich.  
„Haben Sie eigentlich auch Kinder?“ fragt die eine.  
„Nein, niemals“, erwidert stolz die zweite.  
„Die Jungen?“  
„Die Mädchen?“  
„Was? Sie haben weder a Jungen noch a Mädchen. Was haben Sie'n nacher da?“  
„Die Zwillinge, zwei Jungen.“  
„Ach so, Sie haben zwei Jungen.“  
„Ja, die hab ich.“  
„Machen die sich manchmal a furchtbaren Gamaus?“  
„Ach, es geht.“  
„Da schreien die wohl nachts immer abeherisch?“  
„Ja, schreien dahn die, wie wenn sie am Schiefel schädigen. Aber so schlimm is das nich.“  
„Wie soll's denn das fröhlich sein? Wenn sie schreien, wie wenn sie am Schiefel schädigen, das müde doch eichendlich schlimm sein.“  
„Näh, so schlimm is das garnich. Der eine, was der Garle is — was der Garle is, der schreit immer so laut, daß mit den anderen garnich fröhlich sein kann.“  
„Ja, da gehts ja.“  
„Ja, das isch doch immer.“  
„Ja, da schreien die mal wider.“  
„Ja, da schreien die mal wider.“  
„Da immer je mal wider einich.“  
„Ja, das freut ein'n denn so doch.“ Kurt Meißner.

## Der Tramp und die „Weißen Rosen“

Der Tag ging zur Neige. Der Tramp stolperte auf müden Beinen und wundergelaunenen Gesichtern durch das hohe Gras. Seine Silhouette hob sich scharf und dunkel gegen den Sonnenball ab, der feurig und alutrot am Horizont stand. Manchmal blieb er stehen. Dann schien es, als ob er ermüdet umfallen wollte. Schamlos rief er sich dann aber wieder auf und ging mit einfallenden Knien und hängendem Kopf umher. Sein Gesicht, von einem wirren, korpulenten Bart umrahmt, war von den Anstrengungen hochrot. Die Abendsonne lag über ihm auf dem einsamen Pfad. Manchmal sprach er halblaut vor sich hin. Dann hauchte er wieder schweigend weiter. In seinem Innern wühlte der Tramp wie hier im Westen der Staaten hatte er es noch nie getroffen. Der Tramp mußte ihn auch reiten, gerade diesen Weg zu nehmen. Drei Tage lief er nun schon, ohne eine Menschenseele gesehen zu haben. „In einesthalb Tagen bist du da, wenn du dich ein wenig dranhälst“, hatte ihm der Farmer nachgerufen, als er den Hof verlassen hatte, um nach der nächsten Farm weiterzuwandern. Der Tramp lachte bitter vor sich hin. Der hatte auch reden. Der war fett und kräftig und brauchte sich keine Sorgen darüber zu machen, wozu er morgen leben, und was er sich zum Schlafen hinlegen würde. Der konnte schneller laufen als er mit seinen müden Beinen. Seit gestern hatte er nichts gegessen, hatte den Riemer enger geschnallt und war gefahren — gefahren.  
Vor vierzig Jahren war er herüber gekommen aus Deutschland. Mit Schimpf und Schande von der Schule geschickt — der Vater, ein echt preussischer Beamter, hatte dem misratenen Sohne die Fahrkarte in die Hand gedrückt, und sein Fehlen und Weinen hatte kein vernünftiges Herz rühren können. „Sieh zu, wie du durchkommst — wir haben nichts mehr miteinander zu schaffen“, waren seine Abschiedsworte. Dann fand der Junge mit seinen knapp zwanzig Jahren auf amerikanischem Boden, verurteilt verurteilt, ohne ein Wort zu sagen, in die Staaten durchzuwandern, jahraus, jahrein, Winter und Sommer. Jetzt war er alt und müde.  
Der Mann blieb stehen, legte die Hand über die Augen und spähte nach vorn. Gottlob, da war die Farm, dort bekam er endlich wieder etwas zu essen. Von neuer Hoffnung befebt, schritt er normwärts.  
Es dunkelte. Der Landstreicher sah auf der Bank vor dem

Hause, hatte den geleerten Teller neben sich stehen und starrte nun, satt und zufrieden, im Halbdunkel vor sich hin. Aus dem geöffneten Fenster über ihm drangen abertausende Klänge und Geräusche. Der Sohn des Farmers sah zu dem großen Radioapparat und suchte fremde Stationen. Der Tramp hatte gar nicht darauf geachtet, als er plötzlich mit einem Ruf hochfuhr. Oben aus dem Fenster drangen zwar leise, aber deutlich vernehmbar deutsche Worte. Eine Stimme: „München, München, hier Königsplatzbau-ten“ — dann folgte eine Männerstimme klar und laut:  
„Drüben ist mein Herz nur ganz allein.“  
Der Tramp starrte vor sich hin. Der sentimentale Text des Liedes war ihm wie ein Dolchstoß ins Herz gedrungen. Weiße Rosen für unter weißen Rosen hatte sein Unglück angefangen. Die Nacht war dunkel und beiderdend warm, und der Rosenstrauch, unter

dem er mit der blonden Annemarie saß, schüttelte verwunderlich seine weiße Blütenpracht über die beiden jungen Menschen aus. Sie küßten sich, bis plötzlich der verhasste Lehrer, der ihn noch nie hatte leiden können, vor ihnen stand und sie mit einem häßlichen Schimpfwort aus ihren Glücksträumen riss. Ein Wort gab das andere, bis ihm auf ein neuerliches Schimpfwort des Lehrers das Blut heiß ins Herz schob. Da war er aufgesprungen — dem Verhassten an die Kehle.  
Oben war das Lied zu Ende. Eine englische Station meldete sich. Der Tramp fuhr fröhlich zusammen. Er war ärgerlich auf sich selbst. Dummes Zeug; schimpfte er vor sich hin — aber langsam rannen ihm trotz seines Widerstrebens schwere, dicke Tränen das verführte Gesicht herab. Dann ging er müde nach dem Schuppen, wo er schlafen sollte.  
Am anderen Morgen wanderte er weiter — ins Unbekannte, ins Nichts. — Walter Schmeier.

## Lebt der alte Hecker noch?

Am 24. März 1881 starb in St. Louis in den Vereinigten Staaten Friedrich Hecker, ein Siebziger, bewundert von den Eingeweihten, verehrt von den Eingewanderten. Mit seinem Tode konnte auch eines übermütigen Lied endlich zur Ruhe gehen, das auslässlich nächstlicher Ruhestörungen der Polizei in den Uniderrichtsstätten so manchen Verrger gemacht hatte:  
Wenn die roten fragen:  
„Lebt der Hecker noch?“  
Sollt ihr ihnen sagen:  
„Ja, er lebet noch.“  
Er hängt an keinem Baume,  
Er hängt an keinem Strid,  
Sondern an dem Träume  
Der roten Republik.“

Es war vielleicht nur ein Zufall, daß dieser Hecker nicht an einem Baume endete und die romantische Episode der 48er Bewegung, die er in Szene gesetzt hatte, mit dem Tode bilden mußte. Kom realpolitischen Standpunkt aus gesehen, war jener „Hecker-Bußfug“ in den letzten beiden Aprilwochen des Jahres 1848 sicherlich ein Unfug, aber es gibt auch historische Dinge, die man nur aus dem Gefühl heraus erklären kann, und von dieser Seite aus wird man Hecker gerecht.

Während die Vertreter der babilischen revolutionären Partei, Hecker, Strauss und Fickler, an den Sitzungen des Frankfurter Parlaments teilnahmen, um dort für den Gedanken der deutschen Republik einzutreten, wird im babilischen Parlament ein über Verrat begangen. Der Minister Beck schaffte zusammen mit der Reichsregierung, der nur Freunde der Monarchie in das Frankfurter Parlament bringen soll. Mitten in die Vordrängung dieser Pläne pläzt Hecker hinein, der verargert über die „Professorenrepublik“ Frankfurt verlassen hat. Beck weicht zwar zurück, aber der frühere Radikale Mathis, der selbst zehn Jahre als Verbannter in der Schweiz zugebracht hatte, schlägt sich auf Beck's Seite. Noch mehr: Tags darauf läßt er den Konfessionen Seebalter, Radikaler Führer — obwohl er selbst nur Abgeordneter ist — auf dem Bahndorf in Karlsruhe verhaften. Dieser Hecker Mathis an der Spitze der Radikalen ist vielleicht der tiefste Grund, weshalb Hecker am Morgen des 9. April in Mainz als ein Frau und Kind der Verhaftung und am nächsten Morgen in Mainz, um von dort aus zu gehen oder unterzugehen für die Befreiung uneres herrlichen Volkes.“

Am 13. April wird in Konstantin Generalmarisch geschlossen. Die Befreiung hielten sich auf dem Marktplatz auf, voraus vier Trommler. Aber die 1500 Mann, die antreten wollten, erschienen nicht. Die vielen Tausende, die vordem Hecker zugejubelt hatten, haben nun es erst recht, anders zu tun. Einige wollen zuerst eine Ausschussung ihres Volksvereins zusammenrufen, andere meinen, das Wetter sei zu schlecht. 57 Mann sind es, die von Konstantin ausziehen. Bis zum Abend ist das Säuflein auf seinem Zuge durch den Regen auf 800 angewachsen. So wallfahren sie — ein phantastisches Heer — durch altes revolutionäres Land, wo noch vor wenigen tausend Jahren die Erde selbst im Aufstand war, wo vigen hundert Jahren von aller Fürstendebelheit erzählt, wo vor einigen hundert Jahren ein Hus den Scherkerbauern bestien, wo Weishaar um ihr Recht kämpften. Hecker's Freunde Siedler, Siedler, Siedler, rufen von anderen Seiten an. Die Heresengruppen kommen aber nicht zusammen. Sie marschieren in großen Bogen umeinander herum und berücken sich an dem Befehl, den sie überall bei ihrem Einzug finden, und an ihrem eigenen Optimismus. Die Seele des Ganzen ist Hecker, mit seinem wollenden Bart und seiner Hingebenden

Stimme, der den Abgeordneten des deutschen Parlaments, Becken und Siedler, die ihm Amnestie anbieten, wenn er von seinem unglücklichen Vorhaben abstehe, mit Entrüstung erklärt, daß er den deutschen Fürsten Amnestie anbiete, wenn sie innerhalb 14 Tagen die Krone niederlegen.

Genau sieben Tage später machten babilische und heilige Truppen dem romantischen Spuk ein Ende. General von Gagern, der Bruder des späteren Präsidenten der Nationalversammlung, leitete die militärische Aktion. Er bitter Hecker zu einer persönlichen Aussprache und fordert ihn zur Waffenstreckung auf. „Sie sind ein braver, ein geheimer Mann, aber ein Fanatiker.“ Da brauchte Hecker auf. Er will wissen, was der General noch zu sagen habe. Nichts als Waffenstreckung oder litenalties Vorgehen. „Wir werden einem Angriff zu begegnen wissen“, sagt Hecker zum Abschied und geht zu seinen Truppen zurück. Eine der ersten Kugeln trifft den General der Regulären — er sinkt leblos vom Pferde herab. In weniger als einer halben Stunde sind daraufhin die Hecker-Truppen in alle Winde zerstreut. Hecker entkommt, als Bauer verkleidet, über den Rhein in die freie Schweiz. Auch die Heere der Freunde werden geschlagen. Mit nichts als einer schwarzrotgoldenen Schärpe im Mantelarmel verborgen, flüchten ihre Führer über die Grenze. Das war der tragische Ausgang einer mit christlichen Wollen, aber unzureichenden Mitteln begonnene Sache.

Doch die Tragödie Hecker's ist damit nicht zu Ende. Drüben in Mainz im Kanton Basel trauert Hecker nicht nur um die Republik. Er sieht auch treue Freunde andere Wege gehen. „Eine starke Zeit ist über ein kleines Geschlecht hingeraucht, und der Weltgeist schüttelt ärmend seine Schwingen und wendet den Blick ab von der verächtlichen Rasse“, schreibt er aus dem Anl an Frau Siedler. Es kommt noch etwas anderes hinzu, was ihn verbittert. Im Wahlkreise Tübingen wird Hecker in die Nationalversammlung gewählt. Von dem Abgeordneten Reck wird der Antrag gestellt, Hecker zu amnestieren, damit er sein Mandat ausüben könnte. Ueber diesen Antrag bricht ein Sturm los. Man will es mit den Fürsten nicht verderben. Man will dem Präsidenten Heinrich von Gagern, dessen Bruder im Kampfe gegen Hecker gefallen ist, nicht weh tun. Zudem wird hartnäckig behauptet, Gagern sei meuchlings von den Aufständischen ermordet worden. Mit 350 gegen 116 Stimmen wird die Amnestie abgelehnt und Hecker muß im fremden Lande unglücklich bleiben. Trotzdem wählt ihn sein Wahlkreis ein zweites Mal wieder, so daß der Kreis in Frankfurt unvertreten bleiben muß.

Dann wandert Hecker nach Amerika aus. Bei Belleville im Staate Illinois kauft er sich eine Farm, um „mit den Choctaws, Comanches, Sacs- und Foxindianern Büffel zu jagen und das Glück zu genießen, die Zivilisation gründlich loszuwerden.“  
Nach einmal kehrt er nach Baden zurück, als die Revolution für kurze Zeit feht. In Strahlburg erfährt er vom Einzuge des Karlsruher Heeres in Baden, von den Schüssen in den Kasernen, von der Flucht der Soldaten. Er reist er in das Land der Freiheit zurück. Aber keine politische Beweglichkeit kommt nicht zur Ruhe. Im amerikanischen Bürgerkrieg tritt er für die unionistische Sache ein, wird Oberst und als tapferer Offizier bekannt. Er wird Repräsentant des Deutschen in Amerika, für dessen Anliegen er nicht Unbeträchtliches leistete.

In seinem Heimatland aber wird in Bürger- und Bauernkriegen ängstlich vor den Kliden der Obrigkeit — sein Bild im Winkel aufgehängt, und sein Andenken ist noch heute von jenem lichten Schein umwoben, der aus dem Gefühl der Dankbarkeit für den christlichen Kämpfer und opferbereiten Soldaten der Freiheit kommt.  
Albert Hasmann.

## Die goldene Galeere

Ein Roman aus der Filmindustrie

Von Fritz Rosenfeld

Copyright 1930 by C. Laubische Verlagshandlung G. m. b. H., Berlin W. 30.

(Nachdruck verboten)

„Du mußt mir helfen. Es geht nicht um mich, es geht um eine Idee, die größer ist als wir beide. Du bist berüchtigt. Er war älter geworden, reifer, ernster. War nicht mehr der Junge, der über alle Hindernisse hinweg.“

„Du willst etwas bei Mandelberg. Ich demütige mich vor Dir, ich will dich. Hilf mir, nicht meinetwegen.“

Schweigen. Dann sagte Egidio trocken:  
„Ich werde mit ihm reden.“

„Wenn noch ein Funke von der in dir ist, die du einst warst.“

Egidio hob abweisend die Hand.  
„Keine großen Worte. Ich habe wenig Zeit.“

Ihre Stimme klang müde. Er gab ihr die Hand, gab ihr einen langen, schmerzvollen Blick. Trauer war in seinen Augen. Trauer über eine große Demütigung, die er schwer trug.

Sie wollte ihm helfen. Nicht weil sie ihn liebte, sie liebte ihn noch. Der großen Geste wegen, mit der sie ihm dann sagen konnte: Ich habe es durchgesehen, ich habe erreicht, was keinem Menschen gelang.

„Du mußt einsehen, daß ich nicht einen Film drehen kann, den mir niemand abkauft. Ich bin von meinen Kunden abhängig. Ich bin von meinen Geldgebern abhängig. Die Verleiher haben Angst. Der letzte amerikanische passivistische Film war ein ausseprochener Durchfall. Man lacht mich aus, wenn ich jetzt wieder einen Film dieser Art auf den Markt bringe. Ich kann doch nicht drei- oder vierhunderttausend Mark zum Fenster hinauswerfen. Er soll den Film ändern. Er muß endlich seinen Starrsinn aufgeben. Du mußt ihn dazu überreden, oder der Film wird nicht gedreht.“

„Du mußt den Film drehen, wie er ist, oder dir eine andere Schauspielerei suchen.“

Den Schlag hatte Mandelberg nicht befühlte.

„Daher weht der Wind. Ist die alte Liebe wieder erwacht?“  
Er stand vor ihr, Schöpfer, der armen Geschöpf war; mit seinen schelmigen Gesten, mit seiner höhnischen Grimasse lachte er ihr entgegen:

„Für mein Geld.“

„Immer für dein Geld, für dein Geld. Ich brauche dein Geld nicht. Ich löse meinen Vertrag. Ich finde zehn Firmen, die mich sofort ankaufen.“

„Nie hatte er Egidio so aufgeregt gesehen. Das war nicht mehr die Raune eines Stars, der Recht behalten wollte. Eine Leidenschaft brach durch, die sie lange niedergehalten hatte. Er war wehrlos gegen diese Leidenschaft, er konnte ihr nur mit Ironie begegnen.“

„Ankaufen schon — ob du aber die Gage bekommst, die ich dir zahle, und ob du die Rechte hast, die du dir bei mir nimmst, bezweifle ich.“

„Dann produziere ich selbst. Das Kapital beschaffe ich mir schon.“

„Wenn du es für das „Lied des Lebens“ verputzen willst, ich habe nichts dagegen. Aber ich rate dir ab. Als alter Freund.“

Drei Tage darauf wurde die Egidio-Alexa-Film geäußert. Sie bestand ein halbes Jahr und drehte zwei Filme. Das „Lied des Lebens“ war nicht darunter.

Das „Lied des Lebens“ wanderte zu einem Agenten, der Beziehungen zur russischen Filmindustrie hatte. Russland interessierte sich für das Buch. Uffar wurde in das Büro einer mit den Russen eng verbundenen Filmfirma geladen, kam in modern ausgestattete Konferenzzimmer, in denen Prospekt und Photos russischer Filme umherlagen, die die russischen Filmplakate mit ihrem lautlosen farbigen Lärm erfüllten. Man war überaus freundlich zu Uffar, hat ihn, sich nur ein paar Tage zu gedulden, ein Doktor Normann müßte das Manuskript noch lesen, von seinem Urteil hänge die letzte Entscheidung ab.

Dieser Doktor Normann empfing Uffar ein paar Tage später, unterließ sich mit ihm eingehend über das Buch, zeigte sich zugänglich, hatte für alle Schwierigkeiten, die der Inszenierung des Sujets im Wege standen, eine einfache Lösung.

„Was brauchen Sie denn schon besonderes? Eine Stadt, eine Armee? Das haben wir. Das spielt keine Rolle. Sie können auch eine Flotte haben. Bei uns hilft der Staat, bei uns hilft das Volk. Alles steht zur Verfügung. Was uns fehlt, sind Begabungen; junge Menschen mit Ideen.“

Uffar fragte, ob nicht vielleicht Prager den Film in Russland inszenieren könnte, er wäre der richtige Mann dafür. Auch das sei möglich, sagte Doktor Normann. Ein Regisseur mit Weltkenntnis, ein tüchtiger Mensch, warum nicht? Nun spielte Uffar auf den heikelsten Punkt an: das Recht der Zensuren. Ja, Zensuren müßten sie sich natürlich vorbehalten, die russische Mentalität sei anders als die deutsche, der Atem der russischen Filmkunst sei anders, Sinn und Zweck des Films in Russland seien anders. Dem müsse man Rechnung tragen. Doch würden sich keine grundlegenden Meinungsverschiedenheiten ergeben. Das Manuskript müsse zwar in Moskau noch einer allerersten Prüfung unterworfen werden, doch glaube Doktor Normann, Uffar bereits jetzt eine bindende Zusage geben zu können. Prager sollte zu ihm kommen, um über die Inszenierung zu verhandeln. Sein Dokumentsfilm war in Russland noch in guter Erinnerung. Man werde sich einigen. Bestimmt. Guter Wille sei da. Alles andere sei Kinderpiel.

Zwei Wochen darauf erhielt Uffar für das Manuskript des „Lied des Lebens“ einen Dollarcheck. Die Verhandlungen mit Prager verliefen im Sand.

Klang das „Lied des Lebens“, und wie Klang es? Wieder war ein Werk, mit Herzblut geschaffen, in zögernder Zeit, in beengendem Kampf umstritten, hinausgeschliffen und verflungen.

Ohne Spur, ohne Echo.  
Hatte dieser Kampf noch Sinn?

In den Straßen riefen die Klafete zur Schlacht. Krämpfe, wahr und falsch, Entstellungen, Lügen und Erlagen, ritten in großen Buchstaben und grellen Bildern gegeneinander. Das Wort der Straßenredner warf sich in die brandende Masse wie ein Schwimmer in die Wellen und hielt sie auf: Kreise bildeten sich, Stummheit bildete sich, das Ohr verlor sich dem Klingeln der Straßenbahnen und dem Luten der Automobile, und so die niederbrechenden Worte in sich.

Ein Volk, Menschen, die den gleichen Weg liefen, die das gleiche Leben lebten, zerfiel, und die Teile standen gegeneinander auf. Auch in die Lichtspieltheater stürzte dieser Kampf. Ob, sie standen über der Politik und über dem Streit des Tages, sie dienten ewiger reiner Kunst.

Aber auf ihren weichen Altären erschienen Bilder, die verwehte Tage verklärten, verrottene Zeiten wiederaufleben ließen, um Sehnsucht nach ihrer Wiederkehr zu wecken. (Fortf. folgt.)